

**Ergänzung\*** zum SZ-Artikel vom 18.11.2020:

PRINT-Version: „Künstlerpech“

WEB-Version: „Das hat mich völlig aus der Bahn geworfen“

Sehr geehrter Leser,

als im Herbst 2020 ein Journalist der SZ auf mich zu kam, nachdem er erfuhr daß ich als Künstler einer einfachen Nebentätigkeit beim Standesamt München nachging, meinte er sofort: "Hochzeit und Kunst, das ist doch *spannend*". Ich verstand nicht, ahnte eher, was er damit meinen könnte, sagte aber für ein Treffen zu. Es sollte auch darum gehen meine künstlerische „Laufbahn“ zu beleuchten und wie es dazu kam, daß ich zu der Zeit einen Job als Sicherheitswachmann beim Standesamt in München machte.

Obwohl ich mich dafür eigentlich nicht für sehr anfällig halte, – vielleicht hab´ich mich vielleicht doch auch etwas geschmeichelt gefühlt, daß ein Journalist, immerhin von der SZ, nachdem er sich über mich etwas informiert hat, mich anscheinend interessant genug fand, um mir seine Aufmerksamkeit zu schenken. Meiner Bitte, den Text vor der Veröffentlichung lesen zu dürfen, kam er dann aber leider nicht nach. Unter dem Verweis, einfach mal „etwas mehr(?) zu vertrauen“, akzeptierte ich diese Regelung. Das dann tatsächlich erschienene „Portrait“ hätte ich so, ohne Änderungen, jedoch bestimmt nicht freigegeben. Da ich sowohl den Text als auch

den Autor nicht kannte, war für mich vor allem „*spannend*“, was dann letztlich dabei herauskommen sollte.

Die Erkenntnis für mich daraus ist, daß die von mir im Gespräch erläuterte Problematik, die sich vor längerer Zeit als Karrierehemmnis auswirkte, sich unter der Bedingung oben geschilderter Vertrauensvorleistung und der sich daraus ergebenden Machtungleichheit, in dem Artikel nicht erhellt wird oder werden konnte, sondern sich strukturell ähnlich wiederholte, zusätzlich nach dem Motto: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“.

Mir lag daran, wenn es auch nicht ganz einfach zu bewerkstelligen war, den Grad meiner Offenheit selbst zu bestimmen. Da wir immer wieder im Wechsel auch auf relativ einfaches zu sprechen kamen (z. B. den Job im Standesamt) versuchte ich bei den „schwierigeren“ Themen nicht im gleichen Plauderton fortzufahren und natürlich mehr auf meine Worte zu achten. Daraus erklärt sich mein häufigeres Zögern während das Gesprächs. Ich wollte kein vermeintlich lockeres, vielleicht medienwirksameres Bild abliefern, sondern auf erlebtes hinweisen, das mehr oder weniger verstellt mit Macht, Abhängigkeit, (gegenseitigem?) Benutzen und Manipulation zu tun hatte/hat. Das war auch mit ein Grund, warum ich hin und wieder auf meinen im Artikel erwähnten „*Spickzettel*“ schaute, der ja allein schon deshalb keiner war, weil ich ihn offen bei mir trug. Es zeigt sich der Versuch, eine bestimmte Geschichte erzählen zu wollen, gerade so, als wäre ich nicht mehr in der Lage, frei sprechend

einen Satz von mir zu geben. Das ist natürlich großer Unsinn. Es zeigt sich daran aber auch ein gänzlich verschiedenes Verständnis von Kunst, Humor, sowie von der Vorstellung und dem überhöhten Stellenwert, der einer bestimmten Form von Virtuosität beigemessen wird. Ich schätze natürlich Humor nicht, der hauptsächlich auf Kosten anderer funktioniert und somit eigentlich ja keiner ist.

Ebenso wollte ich dem entgegenwirken, mich mit einer wie auch immer gearteten Opferrolle zu identifizieren, was natürlich nicht ausschließt, tatsächlich einmal Opfer gewesen zu sein und was jeder dann auch sagen können sollte ohne gleich in die Jammerecke gestellt zu werden. Das ist für mich etwas mutiges, wenn auch nicht immer kluges. Den sich häufig wechselseitig bedingenden Kreislauf von Opfer(-) und Täter(-Wirklichkeit und -Rolle) hab ich bei mir und bei anderen erst schmerzhaft erleben und erkennen müssen, um ihm immer weniger anheim zu fallen. Auch das war ein Grund für meine Vorsicht.

Einer nicht geringen Anzahl von Lesern, die mir schrieben oder mich direkt ansprachen, aber auch mir selbst, ist der bisweilen zynische Unterton nicht verborgen geblieben. Das ist schade, fällt aber auf den Autor selbst zurück, wenn er sagt, daß es sich bei dem Artikel nicht um „unser“, sondern um „sein Werk“ handle und wenn er argumentiert, daß „so unabhängiger Journalismus nun mal funktioniere“.

Mir wurde klar, daß in solchen Konstellationen, durch die gegebenen Verhältnisse, kaum verhandelbare und nur schwer durchschaubare Interessen am Werk sind, was dann gerne heruntergespielt oder verleugnet wird. Wie mir Frau Dr. Lechner mitteilte, missfiel auch ihr sehr, daß Aussagen, die sie machte, um einen ganz entscheidenden Teil gekürzt wurden. So sehe ich mich fast schon genötigt einige im Grunde eigentlich recht uninteressante, aber nicht minder lästige, Behauptungen zu entkräften. So glaube ich also nicht von der Angst geplagt zu sein als erfolgloser Künstler „entlarvt“ zu werden, wollte mich aber auch nicht dazu verleiten lassen buchstäblich das Innerste nach Außen zu kehren. Die Aussage ist deswegen so dreist und geradezu infam, weil sie gleich mehrere Unterstellungen und Behauptungen auf einmal voraussetzt und in sich so verquer vereint, daß man sich wirklich nur noch an den Kopf fassen kann. Nein, ich weiß daß mehr drin gewesen wäre, aber, ich halte mich gar nicht für so erfolglos, – und wenn es doch so wäre, ich würde bestimmt nicht aufwändig eine riesen Maskerade veranstalten um das zu kaschieren. Das ginge schon deshalb nicht, weil meine Arbeiten selber für oder gegen sich und somit auch mich sprechen. Ich glaube außerdem, daß wohl eh kein vernunftbegabter Mensch ernsthaft behaupten will, daß der Kunstmarkt „das“ Meßinstrument für Qualität sei. Vielleicht für wirtschaftlichen und medialen Erfolg, was sich ja mit ersterer nicht ausschließen muß.

Der aufmerksame Leser wird, so hoffe ich, auch bemerkt haben, daß es nicht der traurige und

so frühe Tod meines Kindheitsfreundes Hans H. war und natürlich auch kein „Künstlerpech“, (wie in der Printausgabe, anscheinend originell gemeint, aufgemacht wurde), welcher /welches mich so sehr „aus der Bahn geworfen“ hat.

Richtig ist, daß ich damals so „neben der Spur“, nur äußerst eingeschränkt in der Lage war und mich berechtigt fühlte, meine Interessen und Möglichkeiten so aktiv wahrzunehmen wie es durch den Konkurrenzdruck auch geboten gewesen wäre. Das geschah nicht, weil ich diese Konkurrenz so fürchtete, weil ich oder andere so wenig von mir hielten, sondern durch das Zurücknehmen eigener Interessen, auf Grund sehr manipulierender Einflüsse, Eingriffe.

Ich sehe es also als Erfolg an, nach dem „Fall“ (symbolisch gesprochen), wieder Klarheit, Kraft und den Willen gefunden zu haben „weiter zu gehen“. Das wird in dem sogenannten „Portrait“ zu wenig herausgearbeitet, zugunsten einer Erzählung, an der man offensichtlich mehr gefallen fand. Warum das so ist/war, ... darüber könnte ich nur spekulieren, wozu ich, Sie ahnen es, wenig Lust verspüre?

### **Ist gefaktes Pech... Glück?**

*\*Unter „Ergänzung“ versteht Jacques Derrida etwas, das scheinbar eine sekundäre Ergänzung von außen ist, das aber tatsächlich das liefert, was in dem Ding fehlt, das es "ergänzt".  
In diesem Sinn verstehe ich auch diese meine Ergänzung zu dem SZ-Artikel vom 18.11.2020.*

*Christoph Schneider, 2021*